

"Wir sind nicht unzufrieden wie Fräulein Rita"

Autor(en): **P.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **4 (1948)**

Heft 4

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420079>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„ewige“ und „ewiglich“, „freudich“, „freudichste“, aber „freudige“. Auch das Wort „Königreich“ (mit „g“ vor einem „r“) behält seinen Verschlusslaut „g“ bei. (Im übrigen bleibt „g“ stets „g“, wenn auch Goethe, aus seiner Mundart heraus, „neige“ auf „Schmerzensreiche“ reimte und mancher Deutsche vom „Tach“ sprechen mag.)

Dem H zwischen Selbstlauten kommt reiner Dehnungswert zu, es bleibt also stumm („se[h]en“, „ge[h]en“, „na[h]e“ usw.). Ausnahmen bringen gewisse Fremdwörter („Alkohol“) und Namen („Johannes“, „Schova“). Als Anlaut hat „H“ den nachfolgenden Vokal nur ganz leicht zu überhauchen, ohne indessen zu verschwinden („harmlos“ darf nicht zu „armlos“ werden), so auch in „Ahorn“, „Ahu“, „aha“ und „oho“, wo es als Anlaut nach Vorsilbe gelten kann.

Der Reibelaut J entspricht einem stimmlosen Sch-Laut und wird an der gleichen Stelle wie I durch Höherfedern des Vorderzungenrückens gebildet.

Der Zungenverschlusslaut L klingt im Munde des Schweizers häufig zu dumpf. Auch seine Vokalisierung, wie in der „Miuch“ des Berners, ist natürlich unstatthaft. Auf den Klingern „M“, „N“ und „NG“ ist möglichst energisch — mit starker Vibration in der Stirnhöhle — „auszutönen“, wenn der Sprache ihr Klang gewahrt und gemehrt werden soll; das Wort „Mann“ bietet uns ein eindruckliches Beispiel: nur wenn seine beiden Konsonanten voll ausklingen, wird es — jeder kann sich leicht davon überzeugen — das ihm eigene Kraftvolle, Männliche auszustrahlen vermögen. Ferner darf der Schweizer nicht unterlassen, „NG“ wie auch „NK“ als einheitliche Gaumennasenlaute, also nicht als n + g und n + k zu behandeln: ihr „g“ und „k“ wird nicht unabhängig gehört, wenn nicht etwa Silbenzusammenstoß (wie bei „angenehm“, „Kongreß“) vorliegt. Im übrigen ist ihnen Schwung und Klang eigen und sind sie reinlich zu scheiden: „versengen“ ist nicht „versenken“.

(Fortsetzung folgt)

„Wir sind nicht unzufrieden mit Fräulein Rita“

Gewiß ein diplomatischer Bescheid! Und zwar in doppelter Beziehung: 1. diplomatisch dem Sinne nach, d. h. vorsichtig, schwankend, je nach Umständen, 2. in obiger Antwort auch buchstäblich zutreffend, indem

ich diese Antwort von einem hochstehenden Diplomaten, von Seiner Excellenz, außerordentlichem Gesandtem und bevollmächtigtem Minister der Schweizerischen Eidgenossenschaft in . . . zu hören bekam. (Ich erkundigte mich bei ihm nach den Leistungen einer kürzlich bei ihm in Dienst getretenen jungen Dame.) Ich hatte als einfacher Bürger eine klare Antwort erwartet, etwa „zufrieden“ oder „recht zufrieden“ u. dgl. Nun hörte ich zuerst ein „nicht“ und nachher nochmals eine Verneinung in der Vorsilbe „un“. (Der Leser merkt, daß ich ein bißchen langsam bin im Denken; begreiflich, da ich auf dem Lande aufgewachsen bin und von Bauern abstamme.) Natürlich fand ich am Ende den Sinn des Urteils: „Es geht.“ — Dieses unvergeßliche Erlebnis bewog mich, Zeitungsartikel mit doppelter Verneinung im Eigenschaftswort (und sogar im Verb) schärfer unter die Lupe zu nehmen.

Das Ergebnis meiner Beobachtungen:

Es gibt Beispiele doppelter Verneinung, die deutlicher wirken, wenn sie ersetzt werden durch den positiven Ausdruck, und zweitens solche, die ein klares Urteil leicht einschränken, so daß dann ein Zwitter daraus wird, was dem Leser wie eine Mißgeburt vorkommen kann. Wustmann („Grunows grammatisches Nachschlagebuch“) spricht diese Schlüsse ähnlich aus: Doppelte Verneinung bedeutet eine Bejahung; eine vorsichtige Bejahung wird ausgedrückt, wenn eine Verneinung vor ein mit „un“ zusammengesetztes Wort tritt.

Zunächst: In die zweite Gruppe würde ich einfügen: Das Büchlein plaudert „nicht unverbindlich“ über neue Bücher; oder: Es wäre „nicht undenkbar“, daß eine neue Partei gebildet würde; oder: Die Widerstände gegen eine Steuererhöhung sind „nicht so unberechtigt“.

Ein paar Beispiele, in denen eine positive Festlegung unbedingt der doppelten Verneinung vorzuziehen ist: Es klingt gar „nicht unglaublich“. — Diese Versicherung klingt durchaus „nicht unglaublich“. Bevin trug seine an sich sehr bestimmt gehaltene Rede in „nicht unverbindlicher“ Weise vor. — Für die Betrachtung der Vorbedingungen des großen Krieges ist es „nicht unwichtig“ . . . (Oberst Schumacher, „Geschichte des II. Weltkrieges“, 1946, S. 15). — Die Antiklerikalen wollen der italienischen Öffentlichkeit zeigen, daß auch die Kirche „nicht unantastbar“ sei. — Es mag vielleicht „nicht unnütz“ sein . . . — Ein Beispiel aus den Reden des Fürsten Bismarck: Die vorjährigen Beschlüsse

des Abgeordnetenhauses haben sich „nicht ungünstig“ ausgewirkt. (Da die Herren Abgeordneten nicht lieber gehört hätten: „günstig“ oder „sehr günstig“?)

B. B.

„Deutsche Sprach, Schwere Sprach“

Es ist sicher erfreulich, daß zahlreiche Zeitschriften und Zeitungen des deutschschweizerischen Blätterwaldes laufend sprachlichen Betrachtungen Raum geben, ja zum Teil sogar ständige Sprachhecken unterhalten. Als kleiner Schönheitsfehler ist aber der Umstand zu erwähnen, daß sich dabei kein anderer Titel so großer Beliebtheit erfreut wie das oben angeführte Stichwort. Dieses unechte geflügelte Wort geht zweifellos auf den abschätzigen Ausspruch von Riccaut de la Marlinière in Lessings „Minna von Barnhelm“ zurück (IV, 2: „O, was ist die deutsch Sprach für ein arm Sprach, für ein plump Sprach!“). Es scheint, als ob man diesen Spruch (eben in der allein geläufigen, verkürzten Form) weit herum als ein ernsthaftes Urteil aus dem Munde Lessings selbst ansehe, obwohl jeder Gymnasiast wissen sollte, daß er mit voller Absicht dem eitlen, aufgeblasenen Ausländer in den Mund gelegt ist: Lessing wollte die anmaßende Überheblichkeit des Romanen gegenüber unserer Sprache brandmarken. Wir Deutschschweizer geben uns mit dieser Art der Zitierung ein schlechtes Zeugnis der Selbstachtung und helfen ungewollt mit, bei vielen Leuten den Eindruck zu erwecken, als ob es keine schwierigere und unbeholfenere Sprache gebe als unser Deutsch.

Die gleiche Wirkung wird mit der vielfach übertriebenen Hervorhebung der grammatischen und rechtsschreiblichen Schwierigkeiten des Deutschen erzielt. Der durchschnittliche Zeitungsleser kennt die fremden Sprachen viel zu wenig, um zu wissen, daß es solcher Schwierigkeiten in andern Sprachen nicht weniger gibt. Man denke z. B. an die Regeln über die Angleichung des Eigenschaftswortes an mehrere Hauptwörter oder über die Angleichung der Mittelwörter im Französischen, Dinge, die der Mann aus dem Volke im französischen Sprachgebiet sein Leben lang nie richtig beherrscht. — Lehrer, die an der Sprachgrenze wirken, stellen sogar fest, daß unsere deutschsprachigen Landleute beim Briefschreiben im Deutschen weniger Fehler machen als die welschen Bauern im Französischen. Ich selbst bekam jahrelang täglich welsche Briefe einfacher Leute in die Hände und stellte u. a. fest, daß die Zeitwortformen